

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 41.

Montag, 18. Februar.

1929.

(Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Eise Bibel.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist vollkommen unabänderlich... Aber ich verlange nicht, daß Sie das verstehen sollen.“

„Ehrlich gesagt: es lohnt sich auch nicht. — Wie kann man jemals von einer Stunde wissen, wie sie sich gestaltet?“

„Vielleicht kommt es nur darauf an, daß man weiß, wie jede Stunde einen selbst antrifft...“

„Wozu? Diese eine Stunde könnte eine unerhört vergnügliche Morgenfrühe sein. So nach einer durchkummelten Nacht. Man nimmt den Kaffee im Restaurant eines Bahnhofes. Alle anderen Möglichkeiten sind zu solcher Zwischenzeit verschlossen. Züge pfeifen aufreizend. Man darf sie nicht wegfahren lassen, ohne einen von ihnen zu benutzen. Es gibt viele sympathische Gegenstände auf der Landkarte. Da ist Sotschi... Die Bellschenberge... Sie kennen es. Die Sonne im Schwarzen Meer untergehen sehen... Morgen schon.“

„Und die Frauen von Sotschi...“

„Gewiß, auch die Frauen von Sotschi“ bestätigt er Nebenwärtig. „Man überschlägt sein flüchtiges Vermögen... Also los. Irgendwie kommt man immer weiter. Je weniger man besitzt, desto leichter. Einmal hat mir der Schalterbeamte väterlich gesagt: „Mein Gott, was wollen Sie denn schon wieder da unten? Fahren Sie doch lieber einmal zu die andern Wilden.“ Diese Impulsreisen sind noch immer die ergiebigsten gewesen.“

Seine Art ist ihr mit einem Male störend. Eine Vermögenstheorie klingt durch. „Soll das ein Schulbeispiel sein? Die wenigsten können ihren Impulsen folgen, ohne daß sie anderen damit etwas zerstören“, sagt sie kühl.

„Das klingt viel zu tragisch. Immer diese anderen! Es gibt keine unverantwortlichere Bergewaltigung als die der sogenannten Familienbande. Wer darf einem Menschen das Bestimmungsrecht über sich selbst nehmen?“

„Welche Frage in einer Welt, die so voll unerbittlicher Gesetze ist. Abgesehen... ein wenig imaginär wie jede sogenannte Freiheit scheint mir doch auch die Ihre zu sein.“

„Nein, solange sie Geschmack und Lebensstil nicht verschleibt, hält sie die Probe aus. Erst wenn sie zu pöbeln anfängt, wirkt sie falsch. Ich möchte diese Art kultivierter Freiheit für Sie erzwingen“, sagt er unvermittelt mit sonderbar weicher Stimme...

Gewiß, Baron von Staden ist untadeliger Kavaliere der alten Schule. Als eine Todsünde würde er's sich anrechnen, wollte er das Gespräch Benita Mironows mit dem Maler unterbrechen. Aber allmählich verläßt ihn die etwas brüchige Geduld: die beiden hören nicht auf, mit ernststen Gesichtern sich Geschichten zu erzählen. Und ihm brennt die Frage auf der Zunge. Sein Stoch klopft im Takt den Kies der Gartenwege.

Endlich bemerkte es Benita und wendet den Kopf. Der alte Herr ist immer wieder aufs neue davon betroffen, zu welcher überraschender Schönheit sie sich ausgewachsen hat.

„Welch Gott, niemand verdankt es dem jungen Mann dort drüben, wenn er das Gespräch mit ihr in die

Länge zieht... dennoch, der Baron ist jetzt endgültig fertig mit dem Vorrat seiner Langmut.

„Verzeihen Sie, Benita, es ist eine große Verwirrung der Geister entstanden. Wir brauchen Herrn Sollern dringend zur Entwirrung. Hier, Herr Reimar Kollern erklärt, Sie malen nur Berglandschaften. Ja, hören Sie schon: ich leide doch nicht an Zwangsvorstellungen. Da sah ich neulich in der Stadt, in irgendeiner großen Kunsthandlung, eine Madonna. Ihre Signatur ganz deutlich darunter. Maria... ohne das Kind. In einem weißen Wolkenmantel. Richtig, ich entsinne mich... Sie sah auf vereistem Firn, oder vielmehr, sie thronte dort, streng und unnahbar... Ich bekenne, von Kunst verstehe ich gar nichts. Meine Moorulturen waren mir das höchste Kunstwerk. Aber diese Maria in ihrer Einsamkeit... die Inkarnation des Reinen. Sagen Sie uns, wie kann Schnee so von innen heraus entzündet sein...? Das haben Sie großartig gemacht... alles der Frau zum Lobe geschaffen... Schnee und Wolken und Berge...“

Es sprudelt ordentlich aus Baron Staden heraus. Allzu lange hat er seine Ansicht stumm mit sich herumtragen müssen. Das ist ihm ungewohnt. Man pflegte ihn zu hören, daheim im Ältestenrat, in der Duma, in der Ritterschaft, im Landtag... sein Wort galt. Man ist jetzt wie ausgelöscht...

Sep Sollerns Gesicht ist undurchdringlich. Er sieht Benita an: „Ich werde den Herren meine Biographie auftragen, wenn Sie es gestatten, gnädige Frau.“

Und er verbeugt sich anders, als man es bei der Freiheit all seiner Gesten an ihm gewohnt ist.

„Halt! Das geht nicht. Wegzulaufen, wenn ich Sie eben entdecke! Weshalb kamen Sie nie mehr zu uns? Fürchten Sie, unser altes Gartenhaus stürze über Ihnen zusammen? Man friert nur sehr darin. Man sitzt noch jetzt in Mäntel gewickelt in der Stube... Aber es hält!“

Da ist Ebba Neerenhoff, streckt Sep Sollern beide Hände entgegen und im Wohlklang ihrer Stimme schwingt ein weicher Unterton.

„Ich hatte viel zu tun. War unterwegs.“

„Wenn Sie wüßten, wie wir es genossen haben, einmal wieder froh sein zu können. Was haben Sie alles aufgestellt, uns lachen zu machen.“

Ebba Neerenhoff trägt den Hut in der Hand, wie immer, wenn es irgend angeht. Ihr starkes Haar, schimmernd wie reifer Roggen, ist um den Kopf gewunden. Aber ihr Gesicht ist gramverwüstet.

„Ob sie — blond ist, seine Maria?“... denkt Benita Mironow. Sep Sollern hat sich nicht ohne Wärme von Frau von Neerenhoff verabschiedet.

Die aufgeschreckten Augen Benita Mironows suchen die Herrengruppe, aus der jetzt lebhaftes Hin und Her einer angeregten Unterhaltung klingt. Schlagworte prasseln. Baron Staden flagt: „Aber... aber ich bitte: das stand ja gar nicht zur Diskussion. Die Kunstrichtungen, die alle auf einen Ismus hinauslaufen. Unser Thema hieß: Sep Sollern und sein Werk...“ Ich bitte dringend, meine Herren, zur Sache...“

Sep Sollern macht eine mondän verbindliche Bewegung: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung“, sagt er höflich zerstreut. Man umdrängt ihn.

Er ist der geschickteste Marionettenspieler. Die ganze Gesellschaft läßt er zu seiner eigenen Belustigung tanzen. Eine Weile hörte er vielleicht auch hin nach den Witzbegierigen und denen, die grundsätzlich auf dem Laufenden sind. Und alle fühlen sich aufs beste von ihm unterhalten, der völlig unbeteiligt ist. Denn das ist das Geheimnis von Sep Sollerns unerhörter gesellschaftlicher Beliebtheit: jeder fühlt sich selbst im Mittelpunkt der Interessen.

Benita Mironow vermag nicht, ihre Gedanken von ihm zu lösen. Sie sieht verstört zu Ebba Keerenhoff hin, die neben ihr steht.

„Spricht sie denn zu mir?“, denkt sie gequält.

„Ja, Benita... Sie hörten schon? Meine arme Schwester... Das Restgut hat man ihnen gelassen. Sie wissen ja — es war ein Bauerngut. Das konnte nicht enteignet werden, wie alles andere. Nun ist sie dort mit den Kindern. Erschöpft bis zum Niederbruch und ihr Mann arbeitet an einem Kodizill, das alle Menschen zu versöhnten Brüdern machen soll. Darüber läßt er den elenden Besitz zugrunde gehen. Dieser unermüdliche Tatenmensch von einst... vollkommen zerstört, seit er nach Sibirien verschleppt war, damals mit all unseren Herren. Das sind wohl haushohe Sorgen.“

„Wahrscheinlich habe ich Ebba nach dem Schicksal der Ihren gefragt... Niemand redet hier ungefragt von seiner Not. Ich bin wie im Schlaf. Das geht nicht.“ Und Benita beschließt, sich sehr zusammenzuraffen.

Drüben hebt Sep Sollern in komischer Abwehr beide Hände: „Selbstverständlich ist mein Atelier jederzeit zur Besichtigung frei. Ich glaube nur nicht, daß es lohnt, die endlosen Treppen zu ersteigen. Man trifft eine heillose Unordnung droben. Sonst nichts Sehenswertes.“

Ein lautes Protestieren: „Das müßte erst festgestellt werden.“

„Ich bitte darum“, sagt Sep Sollern, geschickt abbrechend.

Wie er zu Benita Mironow hinübergeht, fallen von der Höhe der barocken Kirchtürme sechs schwere Schläge nieder. Die bronzenen Klammern der Opferbeden an den Gesimsen erglühen. Ein abendlicher Wind bringt die Kühle weißer Berge.

Auf halbem Wege kommt ihm Benita Mironow entgegen.

„Ich habe mich verspätet. Mein Mann wird sehr ungehalten sein. Geht es wohl, daß ich weglaufe? Ohne Abschiedszeremonie? Die nähme eine Stunde in Anspruch.“ „Es geht. Darf ich Sie begleiten?“

„Gerne, wenn Sie Zeit für mich haben. Ach Zeit...! Das ist kein Begriff für Sie.“

„Doch“, sagt Sep Sollern in ein langes Schweigen hinein, das sie in das sachte Dämmern der hohen Allee-bäume begleitet hat... „doch, Zeit ist sehr wohl ein Begriff für Unseren. Denn Kunst ist nicht ein Etwas, das man auch treiben kann, sondern Zwang. Das stammt übrigens nicht von mir. Ich las es irgendwo... Man muß oft sehr peinlich genaue Zeit-inventur halten.“

Sie widersprechen sich, Sep Sollern. Oder kann ich Ihnen heute nur nicht mehr folgen?“

Er sieht rasch auf: „Müde? Sie sind das Getriebe der großen Welt nicht mehr gewöhnt, nicht wahr?“

„Müde, ja. Und ganz leer. Aber das ist immer so gewesen. Viele Menschen haben mich immer ermüdet. Der Grund: ich erwarte vorher voll Spannung irgend-etwas Besonderes von ihnen. Es endete noch jedes-mal mit einer Enttäuschung.“

„Da hätte man also ein neues Lebensziel: das Richtenttäuschende im Leben der Frau Benita“, sagt er spielerisch.

Herrgott, wenn sie wüßte, wie bitter ernst es ihm damit ist. Schlank geht sie neben ihm. Hoch und in einem strengen Fernsein. Gab es je ein Gesicht von solch makelloser Schönheit des Schnitts? Hellbronzen ist es, im halben Licht alter Alleen, die ein mächtiger Kirchenflur hier erstehen ließ. Viel tiefer hätte er sie hineinführen müssen in das blauende Land Mit

Benita Mironow zwischen diesen Baumriesen zu gehen, bedeutet Gnade und Not ohne Mahen.

Sie wendet sich ihm zu. „Das hier ist wie Heimat. Überall gibt es bei uns Alleen. Sie laufen von unseren Häusern oft stundenlang durch die Landschaft. Sie sind hoch wie Dome und voll Kühle. Es war Winter, wie Sie bei uns waren. So sahen Sie das alles nicht.“

„Wo Herren saßen, entstanden immer Alleen“, da-ziert Sep Sollern. Er weiß gar nicht, was er sagt. Er sieht das schwärzliche Grün hochsommerlicher Eichen. Darunter eine einsame, junge Königin.

„Singdrosseln sangen. Ich höre hier nie eine Sing-drossel“, klagt sie.

Er findet es mit einem Male unerträglich, daß die Bäume keiner Heimat ohne diese Vögel sind, die Benita Mironow liebt...

„Es scheint, ich werde dieses Frühjahr zum ersten-mal ganz bewußt wieder erleben. Wie sonderbar: ich habe den Wechsel der Zeiten vergessen... lange schon. Jetzt fühle ich alles wieder... Die Schnepfen werden streichen...“

„Gestern habe ich die erste geschossen.“

„Ach... das gehörte zu Hause mit zum Schönsten. Man steht an einer Waldschneise... Über dem blaß-grünen Himmel silberstreifige Wolken. Kraniche ziehen... Ein Fasan baumt auf. Man horcht. Alles ist Stille und klopfende Erwartung... Und endlich das tiefe Quarren fernher. Im langsamen Jickack die Spitzschnäbeligen... Immer ist es dann doch wie ein feiner, flüchtiger Schmerz, nicht wahr, wenn der rote Bliß sie aus ihrem Liebespiel zur Erde holt... Ich besaß einen vorzüglichen Vorsteherhund. Er hat nie lange gesucht. Und er hing unendlich an uns... Sie haben ihm mit dem Gewehrlofen den Schädel ein-schlagen müssen, ehe sie in unser Zimmer eindringen konnten... damals... in der Nacht, die so voll Ent-sehen gewesen ist.“

Benita Mironow bricht rasch ab... Über ihr Ge-sicht gehen Schatten. Aus den Tiefen eines wortlosen Grauens steigen sie empor.

Hinter den letzten Allee-bäumen beginnen die Wiesen, von Primeln und dunkelblauen Enzianen übersternt. Im aprikosenfarbenen Licht liegen kahle Äder, darunter als feiner, blinkender Wolkenszug die fernen Berge.

Benita Mironow bleibt stehen: „Ich wollte, ich könnte Anna-Dorothee einen Strauß mitbringen. Meine Tochter liebt Blumen über alles. Aber es wird unmöglich sein... Die Nacht kommt bald. Ihre Freude an den ersten Frühlingsblumen würde ganz zerstört von der Angst um ihre Mutter... Ich danke Ihnen, daß Sie mittamen. Jetzt finde ich wirklich allein nach Hause, Herr Sollern...“

„Ist das ein Befehl, gnädige Frau? Oder darf ich tun, was ich für richtig halte?“

Um ihren Mund geht ein zuckendes Lächeln: „Ein Befehl? Nein, das war es natürlich nicht. Ich wünschte zu vermeiden, daß Sie einen endlosen Heimweg im Dunkeln vor sich haben. Übrigens bin ich sehr selbst-ständig geworden. Ich gehe meist ohne Begleitung zu jeder Zeit, auch des Nachts.“

„Dann gestatten Sie, daß es das eine Mal, wo ich es verhindern kann, unterbleibt.“ (Fortl. folgt.)

Hoffnung.

Manchmal blicken wir mit großem Bangen
In des Lebens dunkeltiefe Wellen,
Sehen unser Schifflein schon zerschellen
Und kein Sternlein scheint uns aufgegangen.
Doch wie plötzlich audt in unser Denken
Heller Hoffnung wunderbares Loden.
Und wir ziehn den Weg ganz unerschrocken,
Lassen uns vom Licht der Hoffnung lenken.
Wenn des Schicksals düstere Gewalten,
Unser Dasein tausendfach bedrohen, —
Mit Verderben überall umgeben;
Wird zugleich die Hoffnung uns erhalten,
Daß wir stets mit einer siegestrohen
Starken Waffe wandern durch das Leben.

Franz Cinata.

Kentucky-Ohio.

Skizze von Heinrich Jäger.

Mr. Allen, Sportberichterstatter des „Daily Express“ in U. S. A., bestieg sein schnittiges Kabriolett, ließ den Motor anspringen und steuerte dem großen Stadion, etwa zwanzig Kilometer vom Erscheinungsort seiner Zeitung entfernt, zu. Mr. Allen war in Hochform, im Vollgefühl des Bewußtseins seiner hochwichtigen Persönlichkeit. Heute nachmittags noch würden Tausende sich auf seinen Bericht über das Fußballtreffen der Staaten Kentucky und Ohio stützen, um zu wissen, was er, Mr. Allen, anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Sportkritik, vom Spiel zu sagen hatte.

Die Landstraße war erreicht, der Wind öffnete ihm um die Ohren und holte sprühende Funken aus Allens Schlagschleife. Er hatte gerade den dritten Gang eingeschaltet, als er hinter sich eine Hufe vernahm. Kaum hatte er sich umgesehen, als ihm ein schallendes „Guten Tag!“ auslog und der verfolgende Wagen, ebenfalls ein Kabriolett, knapp an dem seinen lag.

Der Lenker dieses Wagens war für Mr. Allens Begriffe der unaussprechlichste Mensch von der Welt: Mr. Hunter, Sportberichterstatter der „Evening Post“, Konkurrenten schärfster Klasse. Fragen nach dem Ziel dieses unangenehmen Begleiters schienen Allen höchst überflüssig, das lag klar auf der Hand. Und nun befahl dieser Mensch auch noch die Furcht zu fragen, wie es mit einer Vorrunde für das nächste Automobilrennen sei. Allen warf ihm einen wütenden Blick zu, brummte mühsam etwas vor sich hin und gab Vollgas. Gleichermäße Mr. Hunter. Das Rennen entwickelte sich bald zu einem Kampf erster Güte und erregte die gespannte Aufmerksamkeit aller Passanten und Autofahrer. Hunters Wagen lag dicht hinter dem Allens, vermochte aber nicht, diesen zu überholen. In Allens Kopf vorbeibrauste der Wind, es war ihm, als gingen ihm die vorüberliegenden Bäume mitten durch den Körper.

Vor ihnen lag eine kleine Stadt. Eben als beide die Geschwindigkeit verringerten, geschah plötzlich die Katastrophe. Es gab einen furchtbaren Knall, Allens Wagen bockte wie ein wilder Mustang, und im nächsten Augenblick bohrte sich der Rührer des Hunter-Kabrioletts in das Hinterteil des Allen-Wagens, dem ein Reifen geplatzt war. Zu einem Doppelwagen vereinigt, überflog das Gefährt einen Graben und landete mitten im Felde, die beiden Lenker lagen einige Meter davon entfernt. Zwei, drei Minuten verrannen ohne jeden Laut, dann kamen Menschen. Allen wachte aus einer kurzen Betäubung auf, richtete sich hoch und rieb seine Glieder. Etwas später machte Hunter dieselben Versuche, sich die Lage zu vergegenwärtigen. Man hob die beiden auf und stellte fest, daß sie sich zwar mühsam, aber immerhin noch selbst bewegen konnten. So warteten die beiden Kollegen zur Stadt, wo gleich am Eingang zwei Lokale lagen, eines rechts, das andere links. Der Weg bis hierher war mit mehr oder weniger geistreichen Auseinandersetzungen zwischen Allen und Hunter gespickt gewesen. Als Hunter sich nun anschickte, in das Lokal auf der rechten Seite zu gehen, wandte Allen sich nach links. Es war ihm unmöglich, sich mit diesem Menschen in dasselbe Lokal zu setzen. Wenn zwischen beiden bisher noch eine lockere kollegiale Verbindung bestanden hatte, so war nun auch der letzte Faden zerschnitten.

Drinnen stürzte Allen sich sofort auf das Telefon und klingelte eine Wagenvermietung nach der anderen an. Überall mit demselben Mißerfolg. Die Taxen seien wegen des Fußballspiels sämtlich unterwegs und vor den ersten vier Stunden nicht frei. Allen begann zu verzweifeln. In einer halben Stunde begann das Spiel. Eine Reparatur seines Wagens nahm mindestens drei Stunden in Anspruch. Zu Fuß laufen? Unmöglich! Das dauerte ebenfalls mindestens drei Stunden. Die letzte Hoffnung auf die Eisenbahn zerfloß in ein Nichts, als man ihm mitteilte, daß der nächste Zug erst gegen Abend fahre. Allen raufte sich die Haare. Die Sensation des Monats verlief ohne ihn. Nur ein einziger Trost blieb ihm: er sah gegenüber am Fenster den Herrn Kollegen sich ebenfalls die Haare raufen. Allen wartete und trank einen Whisky nach dem andern.

Dreißendneinhalb Stunde später betrat ein stattlicher junger Mann im Sportdreh das Lokal. Er begann gleich zu schimpfen und zu fluchen: das habe er nicht erwartet, er habe bestimmt mit einem Siege Ohios gerechnet. Allen war es, als sende ihm der Himmel einen Retter. Im Nu stand er neben dem Manne, und im Nu hatte er ihn an seinem Tische sitzen. Ein eifriges Interview nach dem Fußballspiel begann, und Allen wunderte sich über die Sachkenntnis, die sein Gegenüber an den Tag legte. In knapp zehn Minuten hatte Allen seinen Bericht geschrieben.

„Entschuldigen Sie“, sagte er dann, „ich gebe eben den Bericht meiner Zeitung telefonisch durch. Das Sportextrablatt muß in einer halben Stunde in den Straßen sein.“ Als er zurückkam, strahlte er wie Apoll. „Der Bericht

wird bereits gesetzt!“ rief er frohlockend. „In wenigen Minuten steht man das Extrablatt.“ Er zog seinen Retter ganz nahe an sich heran.

„Mensch“, kifferte er, „Sie taten mir einen großen Dienst. Aber einen noch größeren könnten Sie mir erweisen, wenn...“ Er zog eine Fünf-Dollar-Note aus der Tasche. „Wissen Sie, im Lokal gegenüber sitzt die Konkurrenz. Das gehört Ihnen, wenn Sie hinüber gehen und auch Mr. Hunter vom Spiel berichten. Sie müssen ihn aber nach Strich und Faden belügen!“

Der Fremde nickte und steckte grinsend die Dollarnote ein. Im nächsten Augenblick stand er auf und trat auf die Straße. Während sich Allen vergnügt die Hände rieb, stieß der Fremde von draußen das Fenster auf, steckte den Kopf hindurch und zeigte ein hämisches Grinsen.

„Ich wollte Ihnen noch sagen, Mr. Allen: die Konkurrenz legt aber mehr an. Ehe ich hierher kam, war ich nämlich schon drüben, und Mr. Hunter gab mir zehn Dollar, für die Gefälligkeit, Sie nach Strich und Faden zu belügen.“

Sprach's und warf ein weißes Etwas auf den Boden, klappte das Fenster zu und raste davon.

Gerade als Allen das weiße Etwas aufhob, stürzte Mr. Hunter herein und hielt dieselbe teufelische Karte in der Hand. Der Ausdruck stellte eine weit größere Katastrophe als das Autounfall dar; es war den beiden, als blide ihnen die ganze Hölle daraus entgegen: Mr. Southey, Berichterstatter von „The Sport“.

Das kostbare Geschenk.

Von J. P. Ballé.

„Geh'n denn die Geschäfte wirklich so schlecht?“ hatte die hübsche, junge Frau van Leeuwen jedesmal gefragt, wenn sie mit ihrem Mann an dem schönen, eleganten Modemagazin „Du Louvre“ vorbeiging, und ebenso oft hatte Frans geantwortet, daß ein Kaufmann augenblicklich nicht einmal das trodene Brot verdiene, und daß, wenn sie sich einen kostbaren Pelz wünschte, sie nur bei ihrem Vater anknöpfen müßte, der schon seit Jahr und Tag bei ihnen wohnte, sparsam von seinen Zinsen lebte und sozusagen „im warmen Nest saß“.

Mit einem Seufzer hatte Frau van Leeuwen dann ihre Blicke von dem prachtvollen Pelzmantel abgewandt, der seit einigen Wochen ihr besonderes Interesse erregte, und auf den sie ihren Mann, im Hinblick auf ihren bevorstehenden Geburtstag, aufmerksam gemacht hatte, und der Funke des Verlangens in ihren klugen, hellen Augen erlosch wie ein verglimmendes Stöckchen Kohle.

Einige Male hatte sie auf ihren Nachmittagsspaziergängen auch ihren Vater mitgeschleppt, und mit deutlicher Anspielung auf den sich nähernden Geburtstag langte sie das Lob dieses Pelzmantels, der für sie den Gipfel des Glücks bedeuten, der ihr so glänzend stehen würde, und dessen Preis in Anbetracht der ausgezeichneten Qualität wirklich lächerlich niedrig war.

Und als ihr Vater versuchte, sich mit einer nichtigen Lebensart aus der Affäre zu ziehen und etwas in seinen Bart brumme von „ein Mann, der Geld in Mengen verdient, und der nur einmal tief in die Tasche greifen sollte“, leuchtete sie wieder, und ihre Stimme zitterte, als sie ihrem Vater erklärte, daß auf Frans nicht zu rechnen wäre, weil die Geschäfte doch in der letzten Zeit so schlecht gingen und er an der Börse große Verluste erlitten hätte.

Abends war die Stimmung im Hause sehr gedrückt. Tillus war gereizt und machte spöttische Bemerkungen, ihr Vater stichelte, sprach von Menschen, die gewissenlos mit ihrem Vermögen umgingen und nicht anständig für ihre Familie sorgten, während Frans eines Abends einen Bericht aus der Zeitung über einen alten Geizhals vorlas, der wie ein Bettler gelebt und in einem alten Strumpf ein kolossales Vermögen verborgen hatte. Er stellte grobe Vergleiche an und meinte, daß auch er Menschen kenne, denen er Derartiges zutraue.

Inzwischen nahte Tillus Geburtstag mit raschen Schritten. Frans spekulierte verzweifelt an der Börse, doch das Glück war nicht mit ihm, und ein Pelzmantel konnte unmöglich dabei herauskommen. Tillus Vater inspizierte seine Effekten und schnitt eifrig Kupons, er rechnete stundenlang, aber es war und blieb eine Unmöglichkeit für ihn, Tillus Herzenswunsch zu erfüllen.

Und beide Männer hofften auf ein Wunder, das es ihnen möglich machen würde, den heißbegehrten Mantel doch noch um Tillus zarte Schultern zu legen.

Der große Tag war angebrochen, und seit dem frühen Morgen klopfte Tillus Herz in beschleunigtem Tempo, denn es war bei ihnen heilige Tradition, daß die Geburtstags-

Überraschungen erst abends, wenn man gemütlich beisammen war, von den Geschäften, in denen die freundlichen Geber ihre Einkäufe gemacht hatten, ins Haus besorgt wurden. Diese Gewohnheit war ein Überbleibsel aus der „guten alten Zeit“, als Tilly und Frans jung verheiratet waren, und sie es kindlich genossen, einander so lange wie möglich in Spannung zu halten, um dadurch die Überraschung doppelt auszukosten.

Tilly hatte dem Wohnzimmer ein festliches Aussehen gegeben. Überall standen Blumen, das Feuer im Kamin wärmte gemütlich, die Stehlampe warf einen matten Schein auf den Diwan, wo ihr Mann scheinbar ruhig seine Zeitung las, während ihr Vater in einer dunklen Ecke saß und aus seiner Pfeife schwere Rauchwolken blies.

Da läutete es, und mit einem Schrei sprang Tilly auf und eilte zur Tür. Als sie einen Moment später wieder eintrat, lag tiefe Röte auf ihren Wangen; triumphierend trug sie den Pelzmantel herein, mit strahlenden Augen sah sie ihren Mann an.

„Frans“, sagte sie zärtlich, „du bist ein Schatz!“

Aber Frans schüttelte melancholisch den Kopf und wies in die Richtung von Tillys Vater. Fragend starrten Tillys Augen diesen an, doch auch er schüttelte kräftig den Kopf und hüllte sich in undurchdringliche Rauchwolken. Dann lachte Tilly herzlich und küßte einen nach dem andern.

„Ihr seid beide Taugenichtse“, erklärte sie mit schmeichelnder Stimme. „Aber Ihr dürft das Geheimnis bewahren. Ich werde euch beiden dafür dankbar sein!“

Und als sie sich festsitz im Spiegel betrachtete, beschloß Frans, ihr den einfachen Ring, den er für sie gekauft, und den er selbst mitgenommen hatte — solch ein Ding wollte er nicht erst schenken lassen — für eine andere Gelegenheit aufzubewahren. Denn neben dem kostbaren Geschenk von Tillys Vater — der Alte war doch nobler, als er gedacht hatte — konnte er unmöglich mit etwas so Bescheidenem ankommen.

Tillys Vater fand, daß er Frans absolut falsch beurteilt hatte, und daß er jetzt bewiesen habe, wie viel er für seine Frau übrig hätte. Um sich mit seinem spanischen Schatz — was war das im Vergleich zu dem Pelzmantel? — nicht lächerlich zu machen, nahm er sich vor, diesen noch aufzubewahren und ihn Tilly später einmal zu geben, wenn der Geburtstag vergessen war.

„Er steht dir ausgezeichnet, Kind“, sagte George Verlaar, als Tilly ihn den Mantel bewundern ließ, „aber... schöpfen sie keinen Verdacht?“

„Keine Spur, Liebster“, lachte Tilly, indem sie George zärtlich über das blonde Haar strich, „der eine verdächtigt den anderen, und du kannst dir denken, daß sie viel zu stolz sind, die Sache aufzuklären.“

(Autorisierte Übertragung von Lucie Blocher.)

Zwischen Leben und Tod.

Moderne Dressuren. — Das Blondhaar der Dompteuse. — Der Bär als Widersacher. — Das brenzende Känguruh.

Von M. L. Engliß.

Raum eine andere Berufsart ist in unserer Phantasie so unzertrennlich mit der Vorstellung höchster Gefahr verbunden wie der Beruf des Tierbändigers. Männer und Frauen, die einem Nervenkitzel des Publikums zuliebe mit allen möglichen Bestien arbeiten, leben ja auch täglich ihr Leben erneut aufs Spiel, denn absolut zuverlässig werden auch die bestdressierten Tiere nie. Der geringfügigste Anlaß, irgend ein tödlicher Zufall kann ihre naturgegebene Wildheit mit elementarer Gewalt hervorbrechen lassen, und wehe dem Dompteur, der in solchen Momenten nicht lastblütigste Ruhe bewahrt und versucht, dem Zwischenfall einen möglichst glimpflichen Ausgang zu verschaffen.

Wenn man von der Dressur wilder Tiere spricht, hat man in erster Linie Löwen und Tiger im Auge. Mit unendlicher Geduld versucht der Dompteur zunächst, das Tier an seinen Anblick zu gewöhnen. Aus täglichen stundenlangen Besuchen vor dem Käfig, Füttern, versuchsweisem Streicheln besteht die erste Annäherung. Später verbringt der Bändiger fast den ganzen Tag im Käfig, spielt und spricht mit den großen Katzen, gibt ihnen das Fressen und läßt möglichst keinen anderen an sie herankommen. Ist nach wochenlangender Mühe eine einigermaßen haltbare Kameradschaft zwischen Tier und Mensch zustande gekommen, beginnt das mühselige Werk der eigentlichen Dressur. In früheren Zeiten glaubte man, Tiere nur gefügig machen zu können, wenn man sie in beständiger Furcht erhielt. Der heutige

moderne Dompteur schlägt den entgegengesetzten Weg ein. Durch das viele Zusammensein im Käfig ist ein gewisser seelischer Kontakt hergestellt worden, und es genügt später oft ein Wink, und das Tier tut, was es soll. Selbstverständlich sind auch heute noch Ausbrüche der Wildheit sehr häufig, aber mit dem tieferen Verstehen der Tierseele fanden sich auch bessere Wege, etwaige Ausbrüche schon im Keim zu ersticken.

Gegen absonderliche Zufälle, die auf irgendwelche Instinkte des Tieres erregenden Einfluß ausüben, ist natürlich viel schwerer anzukommen. So hatte eine Dompteuse monatelang mit einem Leoparden gearbeitet, und nie war das Geringste vorgefallen. Sie trug bis dahin stets eine festanliegende Kopfbedeckung, die ihr Haar nicht sehen ließ. Anlässlich eines Kostümwechsels trat sie dem Leoparden zum erstenmal mit unbedecktem Kopf gegenüber. War der Anblick nun ein ungewohnter oder reizte ihn das blonde Büschelhaar des jungen Mädchens besonders, kurz, der Leopard sprang von seinem Schaukess der Dompteuse in den Rücken, verkrallte sich in ihrem Körper und verbiß sich derart in dem Blondhaar, daß man die ohnmächtig Gewordene von der Bestie nur lösen konnte, indem man ihr das Haar unter den Zähnen des Raubtiers dicht am Kopfe abschnitt.

Reich an aufregenden Zwischenfällen war die Laufbahn des Regers Mica Mousa, eines der waghalsigsten unter den beruismäßigen Bändigern. Er war der erste, der in der Manege einen regelrechten Ringkampf mit einem Löwen lieferte, eine Produktion, bei der er nie die kleinste Verletzung erlitt. Dafür lernte er bei anderen Gelegenheiten die Schattenseiten seines Berufes um so gründlicher kennen. Der Biß einer Löwin hinterließ tiefe Narben in seinem Oberschenkel, ein anderer Löwe verfrachtete ihm das Gesicht, und bei einer Vorstellung packte ein köstlicher den Fuß des Bändigers und richtete ihn fürchterlich zu. Mica Mousa besaß keine andere Waffe als eine mit Blaupatronen geladene Pistole. Er zielte auf das Auge des Tieres, und geblendet und erschreckt gab der Tiger den Fuß aus Augenblick frei, den der Reger, auf einem Bein humpelnd, zum Verlassen des Käfigs benutzte.

Jedem Bändiger ist es ein bekannter alter Erfahrungssatz, daß der so harmlos aussehende Meister Bek seiner Tüde wegen mehr zu fürchten ist als Löwen und Tiger. Der Umgang mit diesen zottigen Gefellen hat für Bändiger und Wärter seine besonderen Schwierigkeiten, weil von allen zu Dressurzwecken verwandten wilden Tieren er der einzige ist, dessen Gemütsbewegungen in seinem Mienenpiel nicht zum Ausdruck kommen. Einem Löwen oder Tiger, dem Wolf und der Hyäne ist die üble Laune sofort vom Gesicht zu lesen, und der erfahrene Dompteur wird darum nur selten durch einen plötzlichen Ausbruch ihrer Wut überrascht. Die Physiognomie des Bären aber ist ganz unveränderlich, und da er zudem bei seinen Angriffen mit berechnender Hinterlist zu Werke geht, verdankt fast jeder Tierbändiger, der mit verschiedenen Raubtierarten arbeitet, seine tiefsten Narben der Tüde eines Bären.

Daß der nähere Umgang mit anderen, weniger reißenden Geschöpfen als Löwen, Tigern und Bären zuweilen sein Bedenkliches haben kann, beweist das Erlebnis, das ein anderer Dressleur hatte. Er hatte ein besonders großes Känguruh zum Boren abgerichtet und entfesselte durch die drollige Szene allabendlich wahre Lachsalven. Eines Tages aber nahm das Känguruh die Sache ernst und bediente sich zur Abwehr nicht nur seiner gepolsterten Fausthandschuhe an den Vorderpfoten, sondern auch der langen, krallenbewehrten Hinterbeine. Mit blitzschnellen Schlägen hatte es seinem Herrn das Fleisch von den Schenkeln gerissen, und der Dompteur, der in jahrelanger „Arbeit“ mit Löwen und Tigern nie die geringste Verletzung erlitten hatte, lag wochenlang an den Folgen dieses Boxkampfes zu Bett und wandte sich nach seiner Genesung lieber wieder der Dressur der weniger gefährlichen Raubtiere zu.

Scherz und Spott

Das läßt tief blicken. „Ich weiß nicht“, sagte ein Herr bei einem angeregten Ballfest zu seinem Freunde, „der Vivvenstift meiner Frau schmeckt immer ganz anders wie der der andern“, und wischte sich sorgfältig die Lippen ab. — „Ja, das habe ich auch schon bemerkt“, meinte der Freund zerstreut.

Stokkhusen. „Ich möchte Großpapa sein oder unser Baby“, seufzte die kleine Lucie, die zum erstenmal von Zahnschmerzen geplagt war. — „Warum denn, mein Liebling“, fragte die Mutter. — „Na, Großpapa hat doch keine Zähne mehr und Baby hat noch keine.“